

Bierstadter Zeitung

Amts-Blatt

Zugleich

Anzeiger für das blaue Vändchen.

(Umfasst die Ortshufen: Auringen, Breckenheim, Delfenheim,

Liebenbergen, Erbenheim, Delsch, Igstadt, Kloppenheim, Massenheim, Medenbach, Naurod, Nordensdorf, Rumbach, Sonnenberg, Wallau (Waldsachsen.)

Februar 2027.

Redaktion und Geschäftsstelle Bierstadt, Ecke Moritz- und Röderstraße.

Redaktion, Druck und Verlag Heinrich Schulze in Bierstadt.

Der Anzeigenpreis beträgt: für die kleinste Zeile 15 Pf. Reklamen und Anzeigen im amtlichen Teil werden pro Zeile mit 80 Pf. berechnet. Eingetragen in der Postzeitungsliste unter Nr. 1110a.

Februar 2027.

Nr. 22.

Mittwoch, den 27. Januar 1915.

15. Jahrgang.

Neuville.

Von Paul Richard.

Ohm. Ein blauer Winterhimmel. Die Sonne lacht milde. Sie breitet sich aus über Wiese und Wald, über Felder und Dörfer. Sie lächelt auch in die Schützengräben hinein, die wie schwarze Riesenungeheuer das Land durchschlängeln. Ihr Inneres aber birgt lebende Wesen, welche den Leib des Untiers an vielen Stellen zerlöchernt und nun gespannt den Blick nach vorn durch die Oeffnungen richten, spähend und lauschend.

Eben stand ich noch auf der Chaussee. Plötzlich öffnete das Ungeheuer seinen Rachen und nimmt mich auf. Heute ist der Boden hart gefroren. In der Nacht waren sieben Grad Kälte. Da läuft es sich gut. Nach hundert Metern beginnen schon die Abzweigungen im Graben. Es ist unmöglich, sich aus diesen Irrgängen allein herauszufinden, so viele untereinander verbundene Nebengänge gibt es darin. Gänge, die durchschnittlich nur 70 bis 100 Zentimeter breit sind. Ein Soldat mit einem Sandsack kommt mir entgegen. Bedeckt, um nicht von einer feindlichen Kugel getroffen zu werden, schleicht er leuchtend die schwere Last mit beiden Armen an die Brust gepreßt. Ratlos steht er mich an. Aber ich drücke mich eng an die Lehmwand und nun kann er vorbei. Im Weiterstreiten erblicke ich aus dem Graben heraus vor mir schwarze, schattenhafte Umrisse, die in den Himmel ragen. Die Reste von Neuville. Geschwätzte Mauern, dazwischen lahle, versengte Trümmer mit wenigen traurigen Resten. Der Schützengraben aber schlängelt sich weiter durch das zusammengeschossene Dorf. Ein hohes, schiefes Gittertor sucht Halt an einem Steinhaufen. Die Sonne prallt gegen die Trümmer und läßt das Bild der Verwüstung noch plastischer erscheinen.

Ich stehe vor einer Erdböhle und werde gebeten, näher zu treten. Der Hauptmann mit seinen Offizieren wohnt hier. Die gelbe Petroleumlampe, als Ampel an der Decke befestigt, leuchtet gedämpft auf die Köpfe herab. Liebenswürdig wird mir ein Glas Wein verabreicht. Der Kammerdiener verbreitet eine angenehme Wärme. Der Schein seines roten Feuers blinzelt träge über den Fußboden hinweg. Um einen weißgedeckten Tisch sitzen sechs Offiziere lachend und fragend. Ein Artillerieoffizier erscheint und meldet, daß er eben zwei französische Geschütze entbeckt habe. Der Hauptmann eilt sofort ans Telefon und verhandelt den in Frage kommenden Batterieführer. Kurze Zeit darauf ertönt Kanonendonner.

Die Unterhaltung schreitet fort. Neugierigkeiten werden ansgeäußert, plötzlich schallt durch die Wände der Höhle ein stiller Gesang. Keiner spricht mehr. — Alles horcht. — Ein leiser, mehrstimmiger Männergesang ist es. Die Salten einer Gitarre klingen dazu. Klagen, wie tiefes Leid einer Mutter, kommt das Lied zu uns. — Alles lauscht. — Kein Wort fällt mehr. — Den Kopf auf den Tisch gestützt, mit vertäubten Blicken hören wir zu. Ein weiches Sterbegesicht umfaßt uns alle, als wir die Worte verstehen:

Es geht bei gedämpftem Trommellang,
Wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang,
O wär' er zur Ruh' und wär' alles vorbei,
Ich glaube, es bricht mir das Herz entzwei!
Wie es gekommen, verschwindet das Lied. — Lautlose Stille herrscht. Nur das Feuer im Kamin knistert. Ich aber berge das Gesicht in die Hand und bete still und inbrünstig: „Herr Gott da oben, der du uns diese Stunde gegeben hast, der du uns diese Menschen gegeben hast, der du gemacht hast, daß wir Deutsche heißen und Deutsche sind, schenke uns den Sieg, schenke uns das Leben, damit wir uns der weihedvollen Stunde erinnern können, damit uns der bange Trost nicht verloren geht, den wir in dieser dämmerigen Lehmhöhle fühlen durften!“

Ein tiefes Atmen, dann springt der Hauptmann auf und will mir neu einschenken. Ich lehne dankend ab und verabschiede mich von allen: „Auf frohes Wiedersehen!“ Nur der Hauptmann begleitet mich auf der Weiterwanderung durch die Gräben. Soldaten blicken, die Schulter an die Lehmwand gelehnt, durch die Schießscharten. Aus den Unterständen weht dünner Rauch. In anderen schlafen Mannschaften auf Stroh. Geschossen wird wenig. Nur drüben beim Feind, wenige hundert Meter von uns, sind sie tätig. Alle Augenblicke hört man das fatale Singen der liegenden Gewehrflügel über den Gräben. Aber niemand kümmert sich darum. Ich sehe kein trauriges, kein kummervolles Gesicht bei den Mannschaften, unter denen sich viele Freiwillige mit den neuen hellblauen Käpseln befinden. Erst gestern bezogen sie den Schützengraben. Aber ruhig, wie alte Soldaten, verrichten sie ihre Arbeit, als hätten sie im Leben nie etwas anderes getan.

Vor einem niedrigen Gang mache ich Halt. Wie der Eingang zu einem alten ägyptischen Grab mutet er an. Viele, viele Meter geht er unter der Erde fort, bis kurz vor den Gräben des Feindes. Noch wissen die auf der anderen Seite nichts davon. Aber eines Nachts, wenn die Minenbunde bellend und brüllend, Schreden und Tod verbreitend, dazwischen fahren, erkennen sie es. — Zu spät!

Dann stehe ich vor den drei historischen Linden von Neuville. Alte, hundertjährige Baumriesen, deren Stamm manche Flinten- und Schrapnellkugeln aufweisen, deren Rinde zerkratzt und zertrümmert in der Luft hängen. Als sie noch blühten hatten wurde hier schon hart gekämpft und



Unser Kaiser im Felde.

Heute ist der 57. Geburtstag unseres Kaisers. In der Mitte seiner Soldaten, wie das im Hause der Hohenzollern Fürsten ein alter Brauch, begehrt der hohe Herr diesen Tag. Nicht die Kanonen im Lustgarten gegenüber dem Schloß in Berlin feuern heute den Salut, sondern scharfe Geschütze wieder den Erbfeind geben den Ton an.

Wir träumen nicht von raschem Sieg,
Von leichten Ruhmeszügen;
Ein Weltgericht ist dieser Krieg,
Und stark der Geist der Lügen.
Doch der einst unster Väter Burg!
Getrost, er führt auch uns hindurch!

„Vorwärts!“

Emanuel Geibel 1870.

mancher Held fleh in ihrem Schatten sein Leben. Jetzt hat man Unterstände und Schützengräben um sie herum gebaut. Kein Vogel singt mehr auf den Zweigen, aber manche französische Flintenflugel pfeift ihnen ein Lied. Auch für euch, ihr alten Riesen, das Totenlied!

Ich blicke durch eine Schießscharte. Eine weite Ebene, kümmerlich mit Gras bewachsen, dehnt sich vor mir aus. Sonst sehe ich nichts. — Doch, da links, wenige Meter vor mir, liegt etwas. Einen Moment schreie ich zusammen. Dann blicke ich genauer hin. Es ist ein toter Franzose. Bekümmert liegt er da, den rechten Arm unter dem Kopf, den linken wie im Krampf seitlich vom Körper gestreckt, die Finger in den Boden gegraben, als wollten sie einen letzten Halt suchen. Die Sonne bestrahlt den Toten und läßt das bleiche, junge, bartlose Gesicht noch bleicher erscheinen. So liegt er nun schon seit Tagen. Niemand kann ihn begraben. Seine Vergung bedeutet für jeden den Tod. So wird er wohl auch noch lange liegen müssen, wenn Mutter Erde sich nicht seiner selbst erbarmt. Wenn der Regen anhält, sinkt der Körper durch die eigene Schwere tiefer und tiefer in den Lehm Boden. Eines Tages ist nichts mehr von ihm zu sehen.

Ich mußte daran denken, daß auch dieser junge Franzose ein Held war, für den wohl jetzt noch eine arme, unwissende Seele zittert, für den ein liebendes Herz schlägt, für den eine alte Mutter betet.

Harmlose Kriegsgeschichten.

Wenn jemand eine Reise tut,
So kann er was erzählen.

„Und er kann besonders erzählen, wenn er jetzt in der Kriegszeit reist und in der 3. Klasse fährt. Da stößt der Reisende immer und immer wieder auf Verwundete, auf Beurlaubte und vielfach auch auf „Sanitäter“, die zwischen zwei Transporten mal auf 48 Stunden zu Muttern durften. Gewöhnlich ist das Eis der Schweigsamkeit, das unsere Moltkes umgibt, längst geborsten und dahingeschmolzen vor der warmen Sonne der allgemeinen Teilnahme, denen die Leute auf der Fahrt begegnen. „Man merkt doch auf der Fahrt auf deutschem Boden aus der warmen Teilnahme aller, daß man in unserem Vaterlande noch etwas gilt,“ denken und sagen sie, und von diesem aufbauenden Gedanken bis zur gesprächigen Beredsamkeit ist dann nur noch ein Schritt.

Am geschätztesten sind, das merkt man bald heraus, die „Sanitäter“ vom Roten Kreuz, die einige Male draußen gewesen sind. Sie haben für gewöhnlich zwar nur das verlassene Schlachtfeld gesehen, aber ihre Wahrnehmungen sind ruhiger gemacht worden, und daher sicher und vielseitiger. Und außerdem scheint bei dem heutigen Kriege das verlassene Schlachtfeld ja wohl das Schauerlichste zu sein, was dieses an Schauerlichem so überreiche Beltrügen überhaupt bietet. Dum-Dum-Geschosse sind die Spezialität dieser Erzähler, und eine kurze Rede klärt da manches auf.

Auch über die Haltung der Bevölkerung, besonders in Belgien, wissen die Sanitäter Interessantes zu berichten, da sie ja doch mehr als die Truppen selbst mit der Bevölkerung im Feindesland zu tun haben. In Flandern stehen uns danach die Belgen nicht übermäßig feindlich gegenüber. Ihre Weibskinder sind zwar beinahe ebenso unsauber wie eine Durchschnittsfranzösin, und sie donnern sich ziemlich allgemein nach der „neuesten Mode“ ebenso auf wie ihre französischen Genossinnen, aber man „versteht die Leute doch beinahe“, sagte da einer. „Die sprechen lauter Worte, die aus dem Deutschen kommen,“ meint er, „sie sagen „Madame“ und „Mademoiselle“ und „väng“, was man sofort als Wein versteht und andere „halbdeutsche Worte“, und leicht kann man sich mit ihnen verständigen. Sie sind uns durchweg auch nicht sehr feindlich gesinnt; jedenfalls sind sie ganz anders, als die Belgier an der französischen Grenze und die Franzosen.

Ueber die Haltung der französischen Bevölkerung hört man von jenen Verwundeten manches, die auf den französischen Schlachtfeldern gewesen sind. Und da ist die Stimmung sehr verschieden. Manche erzählen von grauenhafter Angst und mancher von Bosheit. Und andere wiederum haben noch interessantere Einzelheiten. Da stellt z. B. einer fest, daß jenes gemeinschädliche Gesindel, das unter Ausbeutung der fluchwürdigen Dummheit und wahrscheinlich auch Vestecklichkeit — ganz wie in Rußland — Millionengeschäfte mit Militärleistungen machen, zum Teil unter gewissenloser Auspressung des kleinen Mittelstandes, an den die Aufträge unter erheblichem Abschlag zum „äußersten Kriegs-Mindestpreise“ weitergegeben werden — ganz wie in Rußland! — in Frankreich ein seltsames Gegenstück hat.

Aus den feldgrauen Reisenden stechen die blauschwarzen Gestalten der Marine-Infanterie grell heraus. Von ihnen hört man jedesmal die Feststellung, daß ihre Uniform sehr leicht mit der belgischen verwechselt worden sei, was für den Träger manchmal recht unangenehm gewesen sei. Einer dieser blauschwarzen fällt besonders auf. Er kommt direkt vom Iser-Kanal, wo er wochenlang in den schwersten Strazagen standgehalten hat. Er hat bereits einen recht ergrauten Schnurrbart, und da das kein Unteroffizier oder dergleichen ist, ist die Frage nach dem wie? und warum? bald gestellt. Der Mann ist bereits über 50. Er hat 4 oder gar 5 Söhne beim Militär. Einer ist bereits tot, zwei sind schwer verwundet. Er selbst hat in den Kolonien mitgekämpft und ist dort bereits zweimal verwundet worden. Als der Krieg ausbrach, litt es ihn nicht mehr dahel bei Muttern in Leipzig. Er mußte wieder hinaus. In wenigen Tagen hatte er sich mit dem festigen für ihn neuen Gewehr einzuerzieren lassen, und dann ging's hinaus. Bei Mecheln belam er bei einer Patrouille, als er von feindlichen Scheinwerfern aufgespürt und eine Viertelstunde lang mit Maschinengewehrfeuer bedacht wurde, eine Kugel an den Kopf. Nach acht Tagen war er wieder halbwegs betriebsfähig bei seiner Truppe. Und ganz kurz darauf gab's bei Antwerpen einen Lungenstich. Die Lunge heilte schnell und die Außenwunde auch so halbwegs, und da litt es ihn schon nicht mehr im Lazarett. Er mußte wieder mit. Und in den Dünen bei Kieuport, nach tagelangem Ringen mit den Landtruppen der Verbündeten unter dem Seegeschützfeuer der Engländer holte er sich einen schweren Fleischstich in den Oberschenkel. Und da inzwischen seine Brustwunde wieder schmerzte, mußte er ernsthaft ins

Zigaretten. Das Rauchen wurde ihm, dessen letzte Verwundung jetzt bald zwei Wochen zurückliegt, noch recht schwer, aber er wollte es nicht gesagt haben, und ich bin sicher, wenn Mutter nicht allerlei Listen anwendet, dann zieht er in drei bis vier Wochen wieder los. Er möchte nämlich gar zu gern sehen, wie die 12 Meter lange „dicke Berta“ ihre Kinder über den Kanal nach Dover schickt, um dort den lieben Vettern besondere Herzlichkeit anzutun.

Der Fernsprecher im Kriege.

„In dem vom Großen Hauptquartier aus verbreiteten Bericht über die Kämpfe bei Soissons heißt es am Schlusse wörtlich: „Auch die Fernsprechruppe hat nicht wenig zum Gelingen des Ganzen beigetragen.“ Dieses gewissermaßen amtliche Lob lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit auf die verhältnismäßig neue Truppe. Die Art ihrer Wirksamkeit, die ein Kölner Infanterieoffizier im nachstehenden, von der „Köln. Bztg.“ veröffentlichten Briefe aus dem Felde schildert, wird daher allseitigem Interesse begegnen.

Vor Verdun, im Januar 1915.

Eine der modernsten Erfindungen, die in diesem Feldzuge aufgetaucht sind, ist der Fernsprecher.

Was wären wir hier im Felde ohne den Fernsprecher? Der Fernsprecher — als Mensch gedacht — sei er Kanonier oder Infanterist, ist kein gewöhnlicher Sterblicher. Er rühmt sich besonderer Intelligenz, Gewandtheit, rascher Auffassungsgabe, nicht zuletzt persönlichen Mutes. Nun gar die Korpsfernsprecher! Besonders ausgebildete Leute, die auch auf dem technischen Gebiete des Telephonwesens beschlagen sind; oftmals Mechaniker, Elektrotechniker, frühere Telephonisten in Geschäften usw.

Sofort wird die Verbindung von der Beobachtungsstelle zur Feuerstellung hergestellt. Ist ein Beobachter, meist ein Offizier, weit nach vorne vorgeschoben, dann legen die Fernsprecher rasch zu ihm von der Batteriebeobachtungsstelle eine Leitung vor. Dann kommt der Fernsprecher oftmals in feindliches Feuer und ohne sich wehren zu können, muß er unbeflügelt seinen Draht weiterspannen bis in die vorderste Schützengrabenlinie. So trägt er sein Teil dazu bei, daß die geplagte Infanterie von ihrem großen Bruder Artillerie richtig unterstützt werden kann.

Im Positionskriege, wie er sich jetzt auf der ganzen Front entwickelt hat, spielt der Fernsprecher eine besonders wichtige Rolle.

Die Befehlsstelle eines Artilleriekommandeurs ist eine Zentrale von einem Duzend und noch mehr Drähten, die, durch tiefen Wald sich spannend, über Schluchten, Bäche und Berge in seine Erdhöhlen münden. Von hier aus beherrscht er mit seinen Verbindungen seine Batterien, leitet das Feuer, verständigt sich mit der Infanterie, mit der Fliegerstation, bespricht alle Maßnahmen mit den Generalen, ohne einen Fuß vor den anderen setzen zu brauchen. Das Anschlußsystem der einzelnen Leitungen ist Geheimnis des Fernsprechers. Er weiß genau, welche Station er anrufen muß, um irgendeinen gewünschten Anschluß zu bekommen. Er unterhält sich großartig mit Generalen. Kurz, er ist Herr der Situation.

Sitzt er aber in einer beschossenen Batterie oder im nassen Schützengraben, in welchen die schweren Granaten hineinpoltern, dann ist er auch ein Held. Getreu liegt er da, Mund und Ohr abwechselnd am Kasten. Der Beobachter, ein Artillerieoffizier, schaut angestrengt durchs Glas auf den 100 Meter vorliegenden feindlichen Schützengraben. Er klüffert dem Fernsprecher seine Beobachtungen zu, der sie korrekt ohne Fehler weitergibt. Der Offizier hat vor sich einen Minenwerfer entdeckt. Der Fernsprecher gibt es weiter. Er soll beschossen werden. Der Fernsprecher gibt genau nach Angabe seines Offiziers die Stelle des Werfers auf der Karte durch. Vorsichtig muß von jenseits herangeschossen werden, damit bei der möglichen Streuung der Geschosse und Nähe des Zieles nicht der eigene Schützengraben getroffen wird. Der Fernsprecher gibt jetzt alle Kommandos und Beobachtungen durch. „Rehn Meter zu kurz, Seite gut.“ — „Acht Meter

„Dreihen, fünf Meter raus.“ — So geht es weiter. Inzwischen aber pfeifen die Infanteriekugeln haar-scharf über seinen Kopf. Schrapnells krepieren mit ohrenzerreißendem Knall über ihm, von weitem kündigt sich ein schwerer Brummer durch majestätisches Rauschen an und — bums! fällt er neben dem Fernsprecher in den Graben. Der Kasten ist zerrissen, und darüber liegt in seinem Blute der Fernsprecher, dem Mund noch im Tode zu einer Meldung geöffnet.

Zu solcher Standhaftigkeit braucht es besondere Eigenschaften. Der Infanterist im Graben schießt und wehrt sich. Der Fernsprecher aber liegt wehrlos im Regen der Geschosse, um durch den elektrischen Strom die Verbindung von Beobachter und Batterie zu ver-mitteln.

Oftmals ruft er vergebens in den Apparat — keine Antwort. Er sieht seinen Kasten nach, die Erdleitung, den Anschlußstempel — alles in Ordnung. Da ist gewiß wieder der Draht zerschossen. Die Infanterie aber braucht Hilfe, die Verbindung muß wiederhergestellt werden. Ueber den Graben schießen die Kugeln. Aber heraus! Dem Draht nachlaufen. Ringsum ist es in allen Tonarten, aber das kümmert den Tapferen nicht. Gespannt verfolgt nur immer sein Auge den metallenen Faden, immer weiter. Da — ein tiefer Trichter einer Granate, mitten darin abgeschossen der Draht. Schnell die beiden Enden wieder geflickt, mag es noch so sehr umherpfeifen. Und zurück durch den Kugelnregen in den Graben! Ob jetzt Antwort kommt? Gott sei Dank, der am anderen Ende antwortet, und das unterbrochene Schießen geht weiter.

Nicht immer ist der Fehler so leicht zu entdecken. Kilometerweit geht oft die Leitungspatrouille dem Draht nach, und viel Mühe gehört dazu, die Bruchstellen an Bäumen oder Ableitungsstellen zu finden. Ueber der Fernsprecher weiß, wie wichtig sein Amt ist. Daß er gleichsam das Fluidum der Verständigung des schwerfälligen Heereskörpers bildet, und demgemäß erfüllt er sein verantwortliches Geschäft in allen Lagen, getreu bis in den Tod.

Der Fünfuhrtee des Landweh-mannes.

Im Schützengraben vor Lombaroghde flich ich endlich einmal auf Berliner, gleich ein ganzes Rudel und lauter Prachigefalten von der Garde. — „Kinder,“ sagte ich zu ihnen, als sie langsam aus dem Unterland hervorkrochen, „Ihr werdet ja immer länger!“ — „Na Justand!“ erwiderte der Landwehrmann Wilhelm Müller, „wenn man hier seit Wochen in dem fetten Boden steht und alle Tage bejossen wird!“ — „Alle lachten und ich machte die Zigarettasche auf.“ — „Is det och keene Liebesjabe?“ fragte der mährische Wilhelm. — „Im Gegenteil!“ antwortete ich,

„achte Havana.“ So feucht wie Euer Schützengraben und in die Asche weiß wie eure Hemden. Und ein Aroma, daß sich gleich der feindliche Schützengraben leert.“ — „Woll weil se alle austrüden!“ meinte der unverbesserliche Müller. — „Gott bewahre. Sie kommen hergelaufen!“ erwiderte ich. — „Na, denn is et jut. Kommen wir zur Sache, Ange-slagter,“ sagte Müller, „biß die Spitze ab und jog die Streichhölzer heraus.“ — Dabei verschob sich sein Uniform-ärmel und ich sah eine mächtige, frischverheilte Narbe an seinem Arm. — „Det habe id bei Sanktängäng jekriegt,“ erzählte Müller auf meinen fragenden Blick hin. „Beim Sturm haute mir da een Granatplitter rin, det id dachte: Na, nu wird et wol mit dem Arm nichts mehr werden! Aber in Berlin ham se det Kind so jut jeshankelt, det id schon wieder Dienst dhun kann.“ — „Heine Leute, die Berlina. Det sage id nich, weil id och eener bin. Aber wie se eenen als Verwundeten behandeln — eins A mit Troddeln!“ — „Proher Jott, dawödn Se doch bloß die Leute nich so,“ sagte unser Oberstabsarzt, wenn se immer mit de Einladungen un Liebesjaben kamen. — „Eenen Dag lam och an mir ne Nachtje von eene Frau Kommerzienrat uff'n Kurfürstendam.“

„Sehr geehrter Herr Kamerad! Sie werden hierdurch zu meinem heutigen Fide o'Clock tea eingeladen. Beginn 7 Uhr. Anzug: Uniform und Orden. Granatplättler und

Schrapnellstübe werden, da ich eine Sammlung des anzulegen beabsichtige, gern gesehen!“ — „Beson-solche.“ — „Na, sagte der Herr Oberstabsarzt, wissen denn auch, was ein Fide o'Clock tea ist?“ Keine Antwort sagte ich — „Na, denn sagen Sie der Frau Kommerzienrat, der Doktor ließe ihr sagen, sie möchte ihn immer nicht warm anziehen, er könnte sich sonst die englische Krankheit holen!“ — Und denn türmte id los. Der Eng-ner von die Elektrische sagte mir gleich um de Tallje hob mir ruff, indem er fragte: „Kamerad, kannte man — Na immer derjenige welcher! Aber det is nett Ihnen! Un denn wollt id 'n Sechser geben, worum meent: „Dir vielst er wollt? Aber abzähl mal, wieviel wehen is.“ — Er lam och rin in'n Wagen un verpalle Haltestellen un die Leute och, un wie wir schließuff'n Kurfürstendam ankamen, da wollte eener schon Potsdamerplatz und der andere in die Lützowstraße der dritte beim K. d. W. aussteigen. Aber denn lasse alle, sagten Abje zu mir un wollten mir Zigaretten geben. — Die Zigaretten ha'd jenommen. — Wie id bei die Frau Kommerzienrat rufftam, waren schon Menge von uns da un sie lam mir gleich entjeen,

„Kette mir durch jon Vergößerungsglas an un sagte: „Nun, mein tapferer Krieger, wie is dein finden? Hast du dir als Held benommen?“ — „Sehe nimm dir Tee, soviel du willst und da find auch Se-wittsch!“ — „Hast du denn kein Eisernes Kreuz, wach Sohn unserer Scholle?“ — „Ach Jott, sachte id, det noch nicht angelegt. (Id trag'et nich jern uff de Stroh-weil se eenen denn lebahaup nicht loslassen un id doch die Feschichte nich immazu wieda abzähl.)“ — „Na, denn bestell' d' eenen scheenen Truf von unsern Stabben un det von wejen den Biljantente, woruff se mir bißlen von de Seite ansah un bloß noch zu den De-jachte: Hier auch noch einen Tee! Denn jing se wie die der junge Mann zu mir lam, sag id: „Gen jich Rum, wenn id bitten darf, id war nich uff Tee injerit un draußen in die Schützenraben müssen wir uns mal bei

Rum jeniejen lassen, weil der Tee so beiter is!“ — Daruff lam mir der Junge englisch, wat id verstand. „Na, id denke, du kanst mir doch nich ugen-sage: „Diksmude-Hyern-Lombaroghde-Armentierers-Raleita, du Affe!“ — Daruff hält er mir een paar schmiedete Stullen unter de Reese un sagt: „Sändig-witter! — Ach wat, sage id, jeh los mit deine Sändig-witter bloß von Frienen Weech oder aus de Muladstraße. De Jnädige hat doch vorhin och deutsch zu dir jerebt un haste vastanden, vastehste!“ — „Na, id wer mir doch lange mit den Lulatsch ärjern, denk' id. Hane also ab jeh in den Flur raus, wo mein Mantel hängt. Da se son niedlicher kleiner Käber mit n weißer Häubten un mir rin. „Seh mal, sag id zu mir, det is schon n anderes.“ — „Nu noch'n kleinen Rum in die nächste Decke un det Vaterland is wieder mal jeretet!“ — „Indem such in meine Tasche nach'n paar Froschen for det Weech.“ — Die fielt mir an un sagt: „Sie woll'n ma doch nich ein Trinktgeß jeben, Sie offer Duffel, wo id doch jehle Franzer draußen habe!“ — „Jotte doch, Kind, sage id vafajen, et fielt doch keena! Aba se meente: „Se se't man bloß wieder in, wo Sie't doch vilie nötiger be.“ — An denn sagt se mit eenmal: „Ach Jott, wat bin id unsielichet Weechen. Er hat schon seit drei Wochen von sich hören lassen. Wenn er bloß nich mit eene se da drieben.“ — „Aba Frolen, meente id, wer be denn an jomat. Sie ham ja keene Ahnung von'n Schützengraben. Ree, aber über Ihnen aber och.“ — „Na, id soll' d' Ihnen sagen. Mit eenmal dreht se sich rum, ob se teena da is, un jieht mir eenen Ruß un fängt an zu ween un sagt: „Det is scheen von Ihnen, det se'n armet Kchen n jütet Wort jeseben ham. Un nun viel jid alles jute!“ — „Dann schwieg Müller und bliede träumt über den Rand des Schützengraben.“ — „a — denn,“ fragte ich. „Ja, sagte er mit einem tiefen atmen, wissen Se, det is det eenzigste, warum id den von die Frau Kommerzienrat nich vafajen kann!“

Paul Schwebel, Kriegsberichterstatter.

Seelenlos.

Roman von Leonore Bany.

(Nachdruck verboten.)

„Ich darf dir leider nicht mehr darüber sagen. Doktor Wagner und ich haben ein Geheimnis, ein winzig kleines Geheimnis. Du wirst dich eine Weile gedulden müssen, bis zur Auflösung desselben. Vorläufig rate ich dir nur: Hoffe, hoffe! Und nun wollen wir Toilette machen,“ sagte sie, nach der Klingel tastend.

„Einen Augenblick noch,“ wehrte Tante Klaudia er-regt. „Du hast so viel sonderbares Zeug gesprochen, daß mir der Kopf schwindelt. Du willst also dramatischen Unterricht nehmen?“

„Stimmt!“

„Und dann? Hast du wirklich den törichtesten Gedanken, zum Theater zu gehen?“

„Das kommt ganz darauf an. Ich denke noch nicht so weit in die Zukunft. Mich interessiert das Studium, und deshalb —“

Frau Kornelius atmete erleichtert auf. „Also bloß zum Vergnügen, wie das meiste, was du bisher un-ternehmen hast!“ Sie zögerte ein wenig. „Was wird dein Vater dazu sagen?“

„Er braucht es ja gar nicht zu wissen.“

„Deiner Ansicht nach! Ich bin ihm doch gewisser-maßen Rechnung schuldig über dich.“

„Nah, solange es sich um eine Erfüllung einer Lanne handelt, doch nicht. Papa hat sich in der letzten Zeit über-haupt nicht sonderlich viel um mich gekümmert, und sollte ich meine Reigung in die Wirklichkeit umzusetzen belieben, dann finde ich auch ganz allein den Mut, mir seine Zu-stimmung zu erbitten.“

Tante Klaudia seufzte. „Mit meinem Willen ge-schieht es keineswegs, aber —“

„Mit meinem,“ lachte Feo. „Hoffe dich, Tantchen, wir werden diesen Sommer anstatt Seeluck Bühnenluft zu atmen bekommen. Ich ziehe mich jetzt an. In einer Stunde gehen wir gemeinsam auf die Suche nach einer Theaterschule.“

„So viel ich weiß, gibt es hier gar keine.“

„Wir werden sehen. So etwas erfährt man am besten im Theater selbst.“

„Es ist aber doch jetzt tote Saison,“ beharrte Tante Klaudia.

Feo stampfte mit den Füßchen ungeduldig auf den Teppich. „Ueberlaß das mir, Tante. Deinen Segen, weiter will ich nichts.“ Um jede fernere Einwendung ab-zuschneiden, zog sie hastig die Klingel.

Tante Klaudia wandte sich langsam der Tür zu. „Es wird unter unseren Bekannten ungeheure Sensation er-regen,“ meinte sie kläglich.

„So gratuliere ich dir jetzt schon. Eine derartige Nichts zu haben, ist auch nicht übel.“

Frau Kornelius wollte noch etwas erwidern, be-gnügte sich aber mit einem nochmaligen Seufzer, da Luise über die Schwelle trat. Feo nickte der Tante abnerhaft zu. Sie hatte auch diesmal ohne Schwierigkeit ihren Willen durchgesetzt.

Ein triumphierendes Lächeln auf den Lippen, neigte sie sich mit der Grazie einer verwöhnten Herrscherin gegen Luise, die ihrer jungen Gebieterin beim Ankleiden behilf-lich war.

Eine Stunde später verließen die beiden Damen das Haus. Die Straßen waren um diese Zeit, teils von Spaziergängern, teils von solchen, die den Vormittag zu Einläusen benutzen, belebt. Sie und da stiegen die beiden auf einen Bekannten, den Tante Klaudia, entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, mit kläglichem Gruf ab-fertigte.

„Du machst ja ein Gesicht, als ob du zum Nichtplatz geführt würdest!“ spottete Feo.

„Es ist auch nicht anders. Ich hätte nie gedacht, daß mir in meinen alten Tagen noch so etwas passieren könnte.“

„Beruhige dich, du siehst unter meinem Schutz.“

Im Theatergebäude selbst trafen die Damen nur den Portier, der dort eine bescheidene Wohnung innehatte. Er erteilte bereitwilligst Auskunft. Eine Theaterschule gebe es zwar nicht, belehrte er mit wichtiger Miene, aber einer der Herren Schauspieler wohne ständig in Frankfurt und würde den Damen gewiß gern Näheres mitteilen, wenn sie sich die Mühe nähmen, ihn aufzusuchen. Herr Hellmund wäre ein prächtiger Mann. Ob er mit der Adresse dienen dürfte?

„Danke!“ sagte Frau Kornelius ablehnend.

„Bitte, geben Sie!“ ersuchte Feo, rasch einfallend. Der Portier blinzelte ihr verständnisvoll zu, notie auf einem Zettel die Adresse des Künstlers und reichte mit einer Verbeugung das Blatt.

„Da, für Ihre Mühe!“ Ein Geldstück glitt in Feo's Hand. „Komm!“ wandte sich Feo an Tante Klaudia, „ist jetzt gerade die beste Zeit, einen Besuch abzustatten.“

„Wißt du wirklich? Bedenke doch —“

„Das junge Mädchen lachte laut auf. „Du kennst schon so viele Jahre, Tantchen, und weißt noch nicht, daß ich, wenn ich einmal etwas will, es auch wirklich will.“

Tante Klaudia stieß einen langen, tiefen Seufzer aus. „Leider weiß ich's. Aber das sage ich dir, wenn nicht mit solcher Bestimmtheit dächte, daß du in acht Tag die Geschichte wieder an den Nagel hängst, nicht Pferde bräuchten mich dahin, dir diesmal wieder Willen zu tun.“

Feo lächelte leise vor sich hin, die zehn We-schienen sie gar nicht zu ängstigen.

Sie brauchten nicht lange zu geben, um zu der gezeichneten Wohnung zu gelangen. Tante Klaudia feu-schon auf der ersten Treppenstufe, als hätte sie mindesten den Mailänder Dom bestiegen was Feo neuerdings Lachen entlockte.

„Raste ein wenig!“ jagte sie, als sie in der zwölften Etage standen. „Jetzt kommt das Schreckliche.“

„Ich wünschte, er wäre nicht zu Hause.“

„Das würde dir nicht viel nützen. Wir wären doch bloß genötigt, morgen wiederzukommen, und so ist es —“ Sie hatte die Klingel gezogen und neigte schenkend das Haupt. „Horch, Männer Schritte! Run all deinen Mut zusammen, Tantchen.“

Die Tür wurde aufgerissen, ein blaßes, bartloses Gesicht lam zum Vorschein.

„Die Damen wünschen?“ fragte der Künstler, ein bewunderndes Blick auf das schöne Mädchen werfend.

Tante Klaudia ergriff unsicher das Wort. „Wir haben doch die Ehre, mit Herrn Hellmund zu sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Laon.

Von Paul Richard.

Ein ungeheurer Riese liegt in der Picardie begraben. Eingebettet in der Ebene hob er wie zum Prociß die geballte Riesenfaußt drohend empor. Jahraufende vergingen. Heute ist diese Faußt bepflanzt mit Wäldern, bebaut mit kleinen, altfranzösischen Häusern, aus denen eine der prachtvollsten Kathedralen der Welt in den Himmel hineinragt. Das ist Laon. Stalienische Romantik breitet sich über den Straßen aus. Winterfonne beleuchtet den Bergkegel am Spätnachmittag rosentrot. Unten aber im Tal liegt ein dunkelblauer Nebel, der Bäume und Häuser verschlingt. Eine weiche, warme Luft umschwebt mich, trotzdem wir Januar schreiben.

Ich wandere durch die Stadt. Auf dem Marktplatz herrscht reges Leben. Ein Kommen und Gehen deutscher Soldaten aus der Präfektur, die mit schwarz-weiß-roter Fahne geschmückt ist und vor der ein Schilderhaus in den gleichen Farben steht. Kraftwagen und Proviantgeschäfte aller Art halten. Soldaten füttern und tränken die Pferde. In der deutschen Bataillonstantine herrscht reges Leben. Offiziere und Mannschaften, die vorn aus den Schützengraben kommen, machen hier ihre Einkäufe. Fast alle Läden der Stadt sind geöffnet; überall ist ein geschäftiges Treiben, wie im Frieden. Frauen mit Umschlaggeschürzen, den Marktford am Arm, stehen in der Unterhaltung beisammen. Kinder spielen auf der Straße Murmeln. Härtige Landsturmlente eilen vorüber. Oft werden sie von den Kleinen angehalten: „Brut, Soldat — Brut, Soldat!“ — oder „Monsieur, un Sou!“ Die französischen Kinder kennen die Gutmütigkeit unserer Soldaten. Jeder gibt ihnen —

Ich gehe weiter. Alte, schiefe Häuser umgrenzen die Gassen. Eine sachte Dämmerung breitet sich in ihnen aus. Wöglich weitet sich die Straße an einer riesigen Fortmauer. Das Fort selbst ist zerfallen. Ein schiefer Ausfahrtsturm und einige Ruinen nicht weit davon deuten auf die Episode von 1870. Viele Hundert Deutsche und Franzosen verloren bei der damaligen Sprengung ihr Leben. Heute wächst Gras in den Mauerrissen. Die Jahrhundert alten Quadersteine haben sich grünlich gefärbt. Klebische, kleine Wohnhäuschen, die direkt in die Fortmauer eingebaut sind, wirken in dieser Gegend doppelt freundlich. An der Straße steht ein Landsturmann in dunkelblauem Mantel mit umgehängtem Gewehr. Er ist damit beschäftigt, die Ausweise der Zusassen eines Kraftwagens zu prüfen. Vor dem Schilderhaus sitzen vier Soldaten und spielen Karten mit einem Eifer, als ginge sie der ganze Krieg nichts an. Reugierig geworden durch die laute Unterhaltung, stellt sich der eine Posten neben die Spieler und schaut ihnen zu. Jetzt steht er mich. „Halt! Wo wollen Sie hin? Sprechen Sie deutsch!“ Ich weise mich aus und gehe weiter. Die Straße gabelt sich hier. Der linke Weg führt auf die Höhe, der rechte ins Tal. Ich gehe den linken. Vor einem hölzernen Eingangstor bleibe ich stehen. Das Tor ist einfacher Bauart und trägt in der Mitte das Zeichen des eisernen Kreuzes. Ich bin am deutschen Soldatenfriedhof. Niemand außer mir ist dort. Einsamkeit und Stille umgibt mich und scheu trete ich näher. Holzkreuz reißt sich an Holzkreuz. Viele mit schöner Brandmalerei versehen. Einigen Helmen hat man Denkmäler aus Kalkstein gehauen. Jedes Grab ist herrlich geschmückt; auch die französischen, die sich darunter befinden. Viele unserer armen Jungen liegen hier. Jedes Kreuz trägt die Namen der Gefallenen und Gestorbenen. Reihe an Reihe, Weg an Weg. Ganz neue Gräber steht man, mit frischen Blumen in Hülle und Fülle. Dazwischen Kranzschleifen, in den deutschen Farben gehalten. Einsam statuet auf einem französischen Grab die Tricolore.

Der Abend kommt. Langsam gehe ich die Serpentinstraße entlang. Die Bergstadt liegt vor mir in rötlichem Blau. Lichter tauchen vereinzelt auf, die den geheimnisvollen Schleiern, der den Berg umhüllt, durchdringen. Unten im Tal breitet sich die Finsternis, wie ein schwarzes, flüßiges Meer aus. — Wie brohende Riesensinger oberreden sich die Lärme der Kathedrale in die Nacht, das alte Wahrzeichen Laons, das auch in der Dunkelheit weit hin sichtbar ist.

Ich gehe ins Quartier, es ist nach acht Uhr. Die Straßen sind menschenleer. Einige Laternen spenden spärliches Licht. Zwei deutsche Wachtposten wandern langsam durch die Straßen. Der Hall ihrer Schritte fängt sich an den Häuserwänden und läßt sie in den toten Gassen doppelt laut erschallen. — Nach und nach erlöschen die Lichter. Tiefes Dunkel schleicht durch die Stadt. Dann und wann gelingt es dem Mond, die dicken Wolkenschichten zu durchbrechen. Er wirft sein grünliches Silberlicht auf die Dächer und Stiebel, die weiß ergänzen, wie in einer Schneelandschaft.

Laon schläft. —

lokales und Provinzielles.

* Anlässlich des heutigen Geburtstag, hat der Kaiser eine allgemeine Amnestie erlassen.

:: **Schierstein.** Die Einwechslung von Gold gegen Papiergeld durch unsere Polizeibeamten hat das schöne Resultat von rund 10,000 Mark für unseren Ort ergeben, welche der Reichsbank zugeführt worden sind.

— Herr Stadtsarzt Dr. Dohnahl ist vom Bataillonssarzt zum Regimentsarzt befördert worden.

* **Bierstadt.** Die hiesige Allgemeine Ortskrankenkasse II ist seit gestern an das Fernsprechnetz unter Nummer 4842 angeschlossen.

* **Kriegshilfe-Bierstadt.** Der Vorstand der Kriegshilfe Bierstadt hielt unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Pfannmüller im Rathausaale am Montag Abend eine Sitzung ab. Hauptgegenstand der Verhandlungen war die Verwendung des Reingewinns aus dem Wohltätigkeitskonzert des Gesangsvereins „Frohfinn“. Herr Bauunternehmer Florreich teilte mit, daß der Reinertrag des Wohltätigkeitskonzertes den Betrag von 305 Mark ergeben habe. Er teilte weiterhin mit, daß nach längeren Beratungen der Vorstand des Gesangsvereins Frohfinn zu dem Entschlusse gekommen sei, das Geld der Kriegshilfe-Bierstadt zur Verfügung zu stellen. Aus dem vorhandenen Fond in Höhe von zuka 2200 Mk. sollte noch das Fehlende zugehoben und allen Bierstädter Kriegsteilnehmern Liebesgaben gesandt werden. Es wurde nun in erster Linie geltend gemacht, daß unsere Truppen zumteil mit Liebesgaben geradezu überhäuft worden sind,

weiterhin die Kriegshilfe einen namhaften Betrag für die zuka 450 im Felde weilenden Bierstädter noch aufwenden müßte. Da der Krieg sich noch in die Länge ziehen kann, dürfte es kaum angebracht erscheinen, dieses Geld für den genannten Zweck zu verwenden. Ein Vorschlag, daß die Kriegshilfe selbst noch einmal ein Konzert veranstalten möge, wurde angenommen. Die Vereine am Ort, von denen eine Mitwirkung zu erwarten sein könnte, sollen angegangen werden. Im übrigen sollen noch Künstler gewonnen werden, welche sich in den Dienst der Wohltätigkeit zu stellen geneigt sind. Das geplante Konzert soll am 28. Februar abgehalten werden. Ueber die Verwendung der Gelder, welche aus dem Weihnachtskonzert und aus der geplanten Veranstaltung sich ergeben, wird man nachher Beschlus fassen. — Da sich vielfach die irrige Nachricht verbreitet hat, als seien die Gelder, welche vor Weihnachten an die Familien unserer Kriegsteilnehmer verabfolgt worden sind, aus privaten Händen gehenden, sei hiermit erklärt, daß diese Spenden aus dem Fond der Kriegshilfe-Bierstadt entnommen waren.

* **Bierstadt.** Noch eine Bierstädter Stimme aus Freundes Land nimmt zu den verschiedenen Eingefandte's der letzten Wochen das Wort:

Nordfrankreich, 21. Jan. 15

Sehr geehrte Redaktion!

Ich las in Ihrer geschätzten Zeitung den Artikel betr. Klagen über Einquartierung. Solche Tatsachen bringen über einen Krieger, der seit Anfang des Krieges im Felde steht, gar seltsame Gedanken mit. Ich habe versucht, in Briefen auf ein solches Verhalten zu antworten, und bitte um gütige Aufnahme meiner Zeilen die Sie in der Einlage finden. Es grüßt vielmals als treuer Leser Ihrer Zeitung

In Ihrer Zeitung standen Klagen, Die sich in Bierstadt zugetragen; Ueber Bürger, die nicht wollen mehr Einquartierung von Militär. Soll man das für möglich halten, Läßt man solchen Patriotismus walten? Da das Vaterland in Not, Deutsch' Blut färbt den Boden rot, Wo im Wind und Wetter drauß, Schützen Hüten Euer Haus Und in mancher kalten Nacht Halten drouhen für Euch Wacht. Mit Sehnsucht denken sie der Lieben, Während Ihr zu Haus geblieben. Diese wollt Ihr nicht mehr haben? Nicht mit Speis und Trank mehr laben? In Feindesdörsen ist jzt Not, Weib und Kinder betteln Brot, Diese jzt so armen Leute Wüden auch des Schwertsolts Beute, Sie gäben alles gern dafür, Wenn der Feind nicht wäre hier. Die Not war ihnen erspart geblieben, Gerade so wie Euch dadrüben Und ihre Dörfer, Felder und Wiesen, Wären nicht zerstört vom Schießen. Könnten weiter friedlich leben Und dem Militär was geben, Uns geben sie aus Zwang Quartier Bekommen nichts bezahlet dafür. Gott verchone Euch von dieser Not, Gebt lieber den Soldaten Brot; Damit sie nichts zu klagen haben, Gebt ihnen reichlich was zum Laben; Auf daß sie dann gestärkt fürs Feld, Es aufnehmen mit der ganzen Welt, Denn darauf beruht ja unser Siegen Weil wir ordentlich was zu essen kriegen. Die Ihr erhebelt an dem größten Gut, Des Deutschen grobem Opfernmut, Nehmt zurück Eure falschen Klagen, Tut willig dieses Opfer tragen!

* Folgende Reimerieen, die den Abgang des Jaren zur Front kritisch beleuchten (es ist zwar schon lange her, daß der Kaiser aller Reußen die Front besucht hat) gehen uns von einem Feldgrauen zu. Nach dem vielen ungeräumten Zeug, das uns seit Kriegsausbruch zu Gesicht kam, freuen wir uns, auch mal etwas „geräumtes“ bringen zu können.

Der Jar geht an die Front — — ?!

Armes Järchen! — Voll Verlaugen Bist du an die Front gegangen, Um zu zeigen wie mit Wucht Man den Feind schlägt in die Flucht!?

Armes Järchen! — Alles Schwindel! Bist so schwach wie in der Bindel So ein Säugling jart und fein, Bleibe besser schön dabeim.

Denn Du weisst, zu allen Zeiten Markt Du niemals zu beneiden, Tatst aus Rußland oft verschwinden Um in Deutschland Schutz zu finden, Weil zu Hause, armer Tropf In Gefahr war stets dein Kopf. Wo man schon zu Friedenszeiten Dir den Sifitrant tat bereiten Und dein Haus vor aller Welt War von Mördern stets umstellt.

Du, der deinem Volk stets fremd, — Auf dem Leib das Totenbend — Willst mit deinen armen Stämmern Deutschland an den Wimpern klimpern? Sollst jetzt seh'n an unsern Hieden Wie wir unsern Kaiser lieben

Und wir unser Vaterland Schützen stets vor Räuberhand. Denkt Du wohl, mit Deinen Massen Könntest Du uns sicher fassen? — Fehlgeschlagen! — Ach und weh! — Still ruht der Masuren-See — —

Freunden! — Du gehst an die Front?! Reize besser auf den Mond. Dort bist Du in sich'ren Bahnen Vor den eignen Untertanen, Und kannst schön von oben schauen Wie die Deutschen um sich hauen Und wie unser Hindenburg Nach dir sucht in Petersburg.

Auf dem Mond in Sturmesstot Bist Du sehr gut aufgehoben. Kannst von oben telefunken An die englischen Gallunken, Daß sie nicht so müßig sitzen Und dich besser unterstützen. — Sähest eben in der Falle Das französische Geld wär' alle. Kannst es ruhig denen sagen, Vieles wärs untergeschlagen. Dieses in ganz kurzer Frist — Wie's in Rußland Mode ist.

Auch dem Franzmann kannst Du melden, Daß sein Angriff wär' zu selten. Soll sich etwas mehr heilen, Deutschland baldigt zu zerteilen. Sollte fester zu jetzt greifen Und auf Japan endlich pfeifen, Damit wieder led und munter Du vom Monde kannst herunter — Und mit allem Dran und Drum — — Deine Hosen wechselt um!

Schmidter, Unteroffizier d. B.

so **Wiesbaden**, 28. Jan. Hinter einem Gartenjaun in der verlängerten Westendstraße wurde heute ein neugeborenes Kind, männlichen Geschlechts in einer großen verschürzten Lunte aufgefunden.

so **Gold im Vogelsberg.** Eine bei den russisch-polnischen Arbeitern, die bei der Gräflich von Gröschchen Gutverwaltung in Schütz wohnen, dieser Tage vorgenommene Goldsuchung hatte das überraschende Ergebnis, daß 1950 Mark Gold bei ihnen in Papier umgewandelt werden konnten. Auf dem Gräflichen Gute in Rimbach fand bei einigen Russen eine Umwechslung von 250 Mark Gold in Papier statt. — 3800 Mark ergab eine von der Bürgermeisterei in Waitersbain angeordnete Goldsuchung.

so **Schäft a. M.** 26. Jan. Weil ein hiesiger Händler die Kartoffeln über den Höchstpreis verkaufte, beschlagnahmte die Polizei dessen gesamte Kartoffelvorräte. Die Stadt verkauft nun diese beschlagnahmten Erdäpfel.

so **Langen**, 26. Jan. Auf den 81 jährigen Privatier Adam Jäger, eine in Interkreisen sehr bekannte Persönlichkeit, wurde von dessen 19 jährigem Dienstmädchen Margarethe Schmidt aus einem Revolver zwei Schüsse abgegeben, die die linke Wange und den Rücken Jäger's leicht verletzten. Jäger hatte der Schmidt Vochaltungen darüber gemacht, weil sie einen jungen Burschen in ihrer Stube empfangen, weshalb sie zum Revolver griff und den Mordversuch machte. Sie kam in Haft. Wie weiter gemeldet wird, will die Schmidt die Waffe von ihrem Liebhaber erhalten haben.

Letzte Nachrichten.

860 Franzosen gefangen genommen, 8 Maschinengewehre erbeutet.

W. T. B. Großes Hauptquartier, den 27. Jan. (Amtlich.) Westlicher Kriegsschauplatz Bei Neuport und Ypern fand nur Artilleriekampf statt. Bei Einichy, südwestlich La Bassée, versuchte der Feind gestern Abend die ihm am 25. Januar entriffene Stellung zurückzuerobern. Das Bemühen war vergeblich. Der Angriff brach in unserem Feuer zusammen.

Die schon gestern gemeldeten Kämpfe auf den Höhen von Craonne hatten vollen Erfolg. Die Franzosen wurden aus ihrer Höhenstellung westlich La Creute-Fermes und östlich Rurtebise geworfen und aus dem Südkamm des Höhenlandes gedrängt. Mehrere Stützpunkte auf einer Breite von 1400 Metern wurden von den Deutschen im Sturm genommen.

860 unverwundete Franzosen gefangen genommen, 8 Maschinengewehre erobert, 1 Pionierdepot und sonstiges Material erbeutet

Südöstlich St. Mihiel nahmen unsere Truppen einen französischen Stützpunkt. Gegenangriffe der Franzosen blieben erfolglos.

In den Vogesen liegt hoher Schnee, der unsere Bewegungen verlangsamt.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Der russische Angriff nordöstlich Gumbinnen machte keine Fortschritte. Die Verluste des Feindes waren stellenweise schwer.

In Polen keine Veränderung.

Oberste Heeresleitung.

Das Scheerenfernrohr spricht.

Von Paul Richard.

Oft. Zwischen Tannengrün, das zu einer Fede geformt ist, und großen Bäumen steht das Scheerenfernrohr. Die kahlen Zweige der Bäume, die sich bis zur Erde neigen, lassen die Landschaft durchscheinen. Vorsichtig streckt es seine beiden grauen Hörner über die Böschung und späht hinaus. Ich näherte mich ihm und blide durch zwei Gläser, die sich stereoskopisch zu einem Bilde vereinigen. Eine verschwommene Hügellandschaft erscheint vor mir. „Du hast schwache Augen,“ sagt das Scheerenfernrohr zu mir. „Drehe an den beiden Rädern links und rechts so lange, bis das Bild scharf erscheint.“ Ich tue es und langsam kommt die Landschaft, die meine Augen als gelben Streifen und dunkelblaue Anhöhe erkennen, näher, und dann liegt sie vor mir, wie wenn ich wenige Meter davon entfernt wäre. Ich erkenne eine mit Bäumen bepflanzte Landstraße. Nach Westen hin erhebt sich ein Bergwald. Im Hintergrund liegt ein Dörfchen, aus dem sich ein Kirchturm, geschmückt mit einem spitzen, dunkelroten Turm, prächtig hervorhebt. Sonne und Frieden liegt darüber. Die Straße ist leer. Plötzlich erscheint in dem kreisrunden Bildausschnitt des Scheerenfernrohres von rechts her auf der Chaussee ein Kraftwagen. „Pah, pah,“ sagt das Fernrohr zu mir, „die Straße wird von uns beschossen, niemand darf sie befahren, wenn er nicht mit dem Tode rechnen will.“ Wenige Sekunden später saust eine Granate hinter dem Wagen her. Aber sie trifft ihn nicht. Jedoch die zweite erfasst ihn und schleudert ihn über den Straßengraben hinweg bis auf den Acker. Mit Gedankenrasse taucht eine dunkle Wolke auf. Einige Sekunden ist alles in dunklen Rauch gehüllt. Dann sieht man Eisenstücke, Räder und ein völlig zertrümmertes Wagenteil herumliegen. Menschen kann ich nicht erkennen. Wo mögen sie geblieben sein! Ein Radfahrer in französischer Uniform nähert sich eilig der Stelle. Gewand springt er ab, begibt sich zu den Trümmern und eilt, so schnell wie er gekommen, wieder zurück. „Drehe mich jetzt mehr nach rechts. Ich will dir französische Schützengräben zeigen!“ befiehlt das Scheerenfernrohr.

Ein kahler, gelbbrauner Hügel dehnt sich aus. Dunkelgraue, krumme Wälder durchziehen ihn. Kein lebendes Wesen ist zu erblicken. Trostlos und öde liegt der Berg da. Dann aber lösen sich vom Hintergrunde allmählich drei Gestalten. Französische Soldaten, mit Schießgerät in der Hand, gehen sorglos, rauchend, in der Unterhaltung begriffen auf mich zu. Mit einem Male sind sie verschwunden. Nur hier und da blitzen für einen Moment ihre Köpfe aus dem Annäherungsgraben hervor.

„Drehe mich noch mehr nach rechts,“ sagt das Fernrohr. „Ich will dir etwas Entsetzliches und Erschütterndes zeigen!“ Gebannt folge ich seinem Wunsche.

Da liegt eine zerschossene Ferme. Nur einige kahle Mauerreste ragen in den Himmel. Wüste Häufen von Steintrümmern sind überall verstreut, zerrissene Balken dazwischen, rauchgeschwärzt. Fast immer nur wenige Meter entfernt, tiefe Erdlöcher, die durch Granaten gewühlt wurden. Wie durch Zufall schweift mein Blick nach links. In der Nähe der Ferme liegt ein toter Franzose, noch einer, noch einer, zehn, fünfzig, hundert. Mir starrt das Blut in den Adern. Ich versuche weiter zu zählen. Zweihundert, dreihundert, sechshundert! Mehr noch, immer mehr. Fast tausend Franzosen liegen in langen Reihen dort unbeerdigt. Weiß, mit Blut bespritzt, liegen sie da. In allen möglichen Stellungen, die der menschliche Körper beim Sterben einnehmen kann. Zusammengetrieben oder ausgebreitet, auf dem Rücken liegend, breitbeinig, beide Arme von sich geworfen, die Hände geklopft oder in die Erde getraut, so liegen sie da, manche die Finger in die Uniform gepreßt, als suchten sie dort Halt. Mit aufgerissenen starren Augen, mit geöffneten Mäulern liegen sie da, alte und junge. Das Rot und Blau der Uniformen, das Zeichen der Gefährlichkeit hebt sich fraß von der weissen

Kaltfarbe ab. Ein grauenhafter Totentanz! Die lächerliche menschliche Phantasie scheitert an dieser kalten Hölle. Kein Künstler der Erde könnte diesen gewaltigen, entsetzlichen Körperwürraum im Bilde festhalten. Tag und Nacht, Sonne und Mond, Regen und Sturm, geht über die Toten hinweg, und keiner gibt ihnen das blühende Erde, das zum Vergen ihrer arbeitsigen Körper notwendig ist. Weber wir, noch der Feind. Weil jeder das Schicksal der vielen Hunderte teilen möchte.

Ich wende mich erschütternd ab. „Menschenschicksal,“ flüsterte das Fernrohr.

Gerichtssaal.

Ein geständiger Mörder. Das Schwurgericht in Hamburg verurteilt den Dienstmädchen Meißner aus Dommtsch, der am 3. Nov. 1914 die Hofmuttersehefrau Steffens und das Dienstmädchen Schuhr in Neuenhagen ermordet und dann beraubt hatte, zum Tode. Der Raubmörder forderte während der Verhandlung die Fällung des Todesurteils ohne Vernehmung von Zeugen und ohne weitere Verhandlung, da er ja in allen Schuldfragen geständig sei.

Scherz und Ernst.

Die verdunkelte „Lichtstadt“ Paris. Die große „Lichtstadt an der Seine“, wie sie sich stolz zu nennen pflegt, ist aus Angst vor Fliegern und Zeppelin eine Stadt der Finsternis geworden. Tiefe Dunkelheit hüllt nach Londoner Beispiel nach Sonnenuntergang die Millionenstadt ein, damit den deutschen Flugzeugen, wenn sie sich ihr auf ihren Fahrten nähern, keinerlei Anhaltspunkte für ihre Unternehmungen gegeben werden. Die Verordnung des Pariser Polizeipräsidenten, auf Grund deren die Verfinsternung der Stadt durchgeführt wurde, lautet: „In der Erwägung, daß es keinen Zweck haben würde, die Herabsetzung der öffentlichen Beleuchtung aufrechtzuerhalten, die seit einigen Wochen außer den Verteidigungsmaßnahmen der Militärbehörde gegen alle Ueberfallversuche feindlicher Flugzeuge über Paris oder der Gemeinde der Pariser Bannmeile durchgeführt wird, wenn die private Beleuchtung fortführe, Straßen oder Wege, die im Dunkeln liegen, zu erleuchten, wird verordnet: vom Zeitpunkt der Veröffentlichung dieser Verordnung an werden folgende Vorichtsmaßnahmen in Paris und den Gemeinden des Departements der Seine bis zu einer neuen Mitteilung getroffen: Vom Tagesende bis zum Morgen sind in den erleuchteten Zimmern die doppelten Vorhänge vorzuziehen oder die Rollläden an der Fassade oder zum Hof hinaus zu schließen. Wenn sie fehlen, ist die Helligkeit des Zimmers durch wirksame Anordnungen für die Außenwelt zu verhalten. Die Erleuchtung der öffentlichen oder privaten Gebäude, der Werkstätten, der Läden und im allgemeinen aller Gebäude, die eine starke Helligkeit durch die Fenster nach außen werfen, ist auf das durchaus Notwendige zu beschränken und gleichfalls durch jedes mögliche Mittel zu verhalten. Die Außenbeleuchtung der Terrassen und der Auslagen ist zu unterdrücken. Im Interesse der Sicherheit ist es unumgänglich, einen Teil der Erleuchtung zu erhalten; für diesen wird eine besondere Erlaubnis gegeben werden.“

Die im Rufidjfluß eingeschlossene „Königsberg“. Ein offizieller englischer Bericht aus Britisch-Ostafrika gibt folgende Darstellung der Umstände, unter denen der kleine deutsche Kreuzer „Königsberg“ im Rufidjfluß blockiert wurde. Die Verfolgung der „Königsberg“ durch englische Kriegsschiffe begann einige Tage nach der Zerstörung des „Pegasus“ in Sansibar. Eines Morgens bemerkten die Engländer einen kleinen Dampfer, der aus einer der Mündungen des Rufidj-

flusses aufs hohe Meer hinauszufahren im Begriff stand; es war der „Somali“, das Begleitschiff der „Königsberg“. Kurze Zeit darauf entdeckte man auch die „Königsberg“ selbst etwas flühaufwärts. Die englischen Kriegsschiffe eröffneten umgehend das Feuer, und bald darauf sank der „Somali“ inmitten der Fahrinne des Flusses. Da die „Königsberg“ weiter flühaufwärts dampfte und sich der Reichweite der englischen Kanonen entzog, andererseits aber der gesunde „Somali“ den Engländern die Verfolgung unmöglich machte, beschloß der Befehlshaber der englischen Flotte, eine völlige Blockade des Flusses vorzunehmen. In dieser Operation benutzte man den Dampfer „Newbridge“, dessen Mannschaft an Land gebracht und durch Marinesoldaten ersetzt wurde. Der „Newbridge“ fuhr langsam flühaufwärts und wurde von der „Königsberg“ sofort beschossen, als er in die Reichweite ihrer Kanonen kam. Das Feuer der Deutschen war so genau, daß der Dampfer beinahe zum Sinken gebracht wurde, bevor er noch in die notwendige Lage gebracht werden konnte. Nur mit großer Mühe gelang es, die „Newbridge“ quer über den Fluß zu bugstieren und zu verankern. Dann wurde das Zerstörungswerk der deutschen Granaten durch die Explosion von Schießbaumwolle vollendet, und die „Newbridge“ sank, auf diese Weise den letzten Ausweg der „Königsberg“ verwehrend. Zur größeren Vorsicht wurde jedoch von den Engländern noch ein dritter, älterer großer Küstendampfer im Rufidjfluß zum Sinken gebracht. Die ganzen Operationen fanden unter beständigem Feuer der Deutschen statt, die sich auf beiden Ufern des Rufidjflusses festgesetzt hatten. Vier englische Offiziere und eine Reihe von Soldaten wurden schwer verletzt. Ein weiterer Angriff auf die „Königsberg“ von der Landseite aus ist bisher noch nicht zu bewerkstelligen gewesen.

Verheißung für die Zukunft. Unter den mannigfachen Dankgaben, welche unsere Heldinnen in die erhaltene Liebesgaben vom Kriegsschauplatz in die Heimat sandten, zeichnet sich die nachfolgende, von der „B. J. a. M.“ mitgeteilte, die eine Berliner Jungfrau erhielt, zweifellos durch Kürze und Zweckmäßigkeit aus. Der Dankbrief lautete: „Gehretes Fräulein! Besten Dank für Ihre Liebesgaben! Ich bin gütigster Schlichtermeister aus B. Für Ihre Zukunft ist gesorgt. Hochachtung A. M.“

Die Zwillinge der Munitionskolonnen. Der „Frankf. Jtg.“ wird geschrieben: Ein hiesiger Bankier, der zurzeit im Westen als Leutnant bei einer Munitionskolonnen dient, erzählt in einem Feldpostbrief: „Jetzt haben wir Familienzuwachs bekommen: unsere französische Aufwärterin Mline ist mit Zwillingen niedergekommen. Die deutschen „Barbaren“ aber haben für alles gesorgt; die Frau erhält täglich 2 1/2 Liter frische Milch und viel Fleisch. Die Hebamme wird täglich mit dem Geschirr hergeholt, und heute ist sogar unser Unteroffizier nach Chauny gefahren, um zwei Lutscher und Milchflaschen einzukaufen.“

Grillparzer über die Engländer. Die Wiener „Neue Freie Presse“ erinnert an zwei politische Epigramme, die Grillparzer vor 60 Jahren niedergeschrieben hat und die seither an Aktualität bedeutend gewonnen haben. Sie stehen im dritten Bande der letzten Cottaschen Ausgabe, Seite 192 und 194, und lauten:

Englische Gebat er schafft.
Ihr schwärmt entzückt mit begeisterten Blicken
Für die Freiheit der Länder, die ohne Fabriken.

Die Jahreshauptversammlung der Privat-Krankenkasse zu Bierstadt findet Sonntag den 31. Januar, nachmittags 3 Uhr, im Gasthaus „Zur Krone“ statt.

Tagesordnung:

1. Jahresbericht. [36]
2. Rassenbericht.
3. Bericht der Rechnungsprüfer, Entlastung des Vorstandes und Mandanten.
4. Statutenänderung.
5. Neuwahl der Rechnungsprüfer u. Erfahrmänner.
6. Neuwahl der Krankenkassener.
7. Sonstige Rassenangelegenheiten.

Da die Versammlung nur beschlussfähig ist, wenn die Hälfte der stimmberechtigten Mitglieder anwesend sind, so wird um vollständiges und pünktliches Erscheinen der Mitglieder ersucht.
Der Vorstand.

Holzversteigerung.

Donnerstag, den 28. Januar d. J., vormittags, kommt in dem hiesigen Stadtwald, Distrikt 14 Erlsborn, 18 Bücher, 21 und 24 a Kumpelsteller folgendes Holz zur Versteigerung:

- Eichen:** 10 Stangen III. Kl., 17 Nm. Schichtungsholz 2,2 m. lang.
Buchen: 8 Nm. Heimbuchen Schichtungsholz, 284 Nm. Scheit und Knüppelholz, 6200 Wellen.
Weichholz: 17 Birken- und Erlbstämme von 5,40 fm, 20 Stangen I. u. II. Kl. 13. Nm. Birken und 44 Nm. Erlben Schichtungsholz.
Kottannen: 40 Stangen I.—III. Kl., 160 IV.—VI. Kl.:
Zusammenkunft um 9,45 Uhr auf Station Chausseehaus.

Günstige Fahrgelegenheit mit der Schwabacher Eisenbahn ab Wiesbaden 9,15 Uhr, Landesdenkmal 9,22 Uhr, Walbstraße 9,26 Uhr, Dogheim 9,35 Uhr.
Diebrich, den 21. Januar 1915.
Der Magistrat: Vogt.

Bekanntmachung.

Donnerstag, den 28. d. Mts., vormittags, soll in dem Stadtwald, Distrikt „Himmelöhr“ das nachstehend bezeichnete Gehölz versteigert werden:

- 1) ca. 520 Raummeter Buchen-Scheitholz
- 2) ca. 450 „ „ „ Knüppelholz
- 3) ca. 8000 „ „ „ Wellen.

Kreditbewilligung bis 1. September 1915. — Zusammenkunft vormittags 10 Uhr an der Festeiner Straße vor der Wirtschaft zum Bahnholz.

Wiesbaden, den 22. Januar 1915.

Der Magistrat.

Europäischer Hof — Restaurant.

Wiesbaden, Langgasse.

Morgen Donnerstag: Schlachtfest.

— Ausgewählte Speisekarte. —

Spezial-Ausschank:
Löwenbräuerei München (hell u. dunkel),
Pilsener Urquell.

NB. Anstich des berühmten „St. Benno“ aus der Löwenbräuerei A. Speckner.
mozu freundlichst einladet



Krieger- und Militärverein Bierstadt.

Zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II. findet am 27. ds. Mts., abends 8 Uhr

gemeinsamer Kirchgang

statt. Ansetzen 7 Uhr 55 Minuten am Kriegerdenkmal. Um vollständiges Erscheinen bitten

937

Der Vorstand.

Empfehle anstatt Sonntagsgebäck eine Spezialität

Kriegs-Kuchen

in verschiedener Größe und Form. Derselbe hält sich einige Tage frisch.

Wilh. Maldaner, Wiesbaden, Marktstrasse 34.

1 schwarze Handtasche

einen Ausweis der Lehrerin Auguste Spieß enthaltend, ist am Dienstag gegen 2 Uhr mittags, etwa vom Bonorama-Berg und Wartenburg verloren gegangen. 95 Abzugeben gegen Belohnung Bürgermeisterei Bierstadt.

Große 2-Zimmer-

Wohnung

zu vermieten. 96

Bierstadt, Wilhelmstr. 20 I.

2 Zimmer

und Küche, 1. März oder 1. April zu vermieten. 91

Bierstadt, Hintergasse 10.

Einen jungen, sauberen

Burschen oder Mädchen zum

Milchtragen

gesucht. Näheres Bierstadt,

Langgasse 14. 94

Schulranzen.



Grösste Auswahl Billigste Preise floriert als Spezialität



A. Letschert, Wiesbaden, Faulbrunnenstr. Reparaturen.

Wer Brot-Getreide verfüttert,

versündigt sich am Vaterland

:: und macht sich strafbar ::